Die Welt von oben

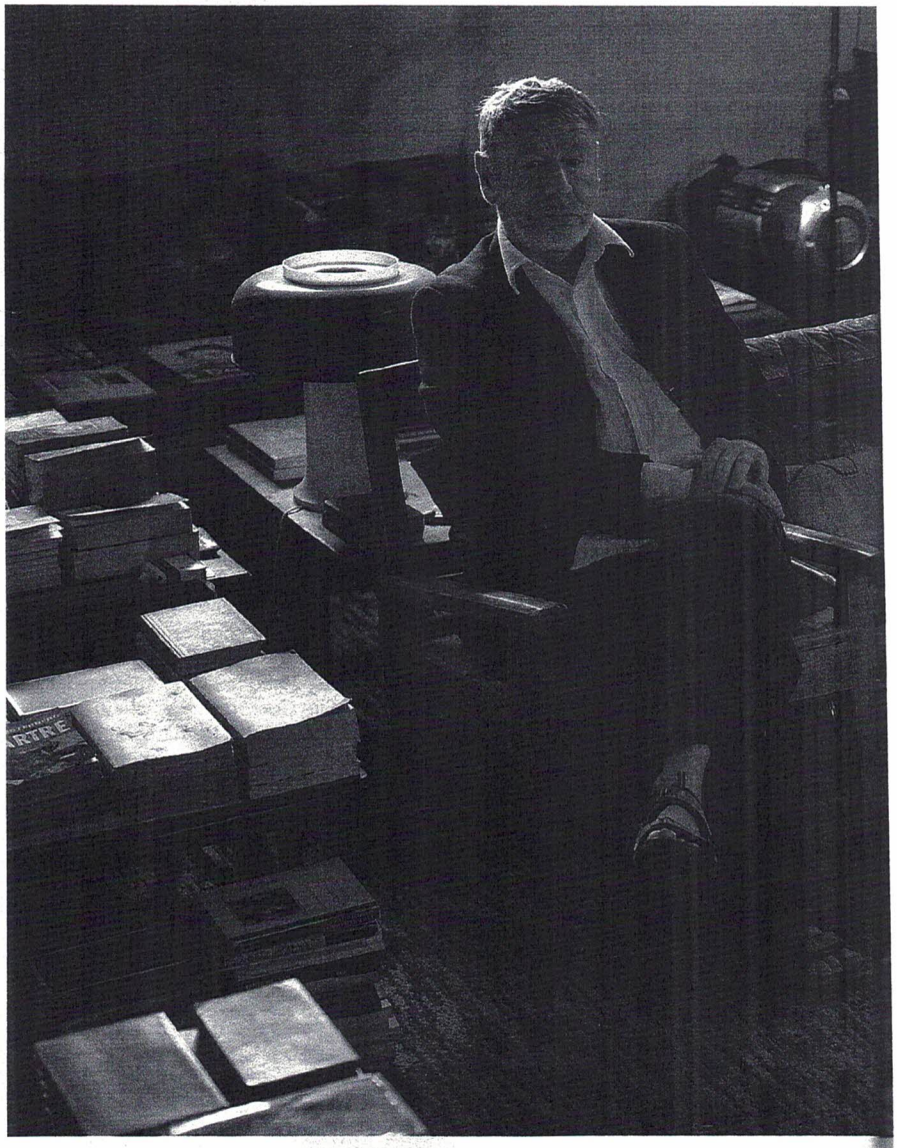
Bücher Norwegen ist das Gastland der kommenden Buchmesse. Seine Autoren schreiben eine politische, selbstbewusste Weltliteratur. Eine Reise in ein fantastisches Land – bevor seine Schriftsteller mit einem Sonderzug nach Frankfurt aufbrechen. *Von Volker Weidermann*

Wenn im Oktober die norwegische Literatur im Zug nach Frankfurt reist, ist der Mann in den Sandalen nicht dabei. Tomas Espedal, 57, einer der besten norwegischen Schriftsteller unserer Zeit, sitzt hier in Bergen in seinem kleinen Reihenhaus mit Blick über den Fjord und auf die Berge ringsum und erzählt, wie er vor Kurzem seine Prinzessin vor den Kopf gestoßen hat.

Im Herbst werden sie alle nach Deutschland kommen, zur Buchmesse in Frankfurt, die vom 16. bis zum 20. Oktober stattfindet und wo Norwegen dieses Jahr das sogenannte Gastland ist. Gastlandauftritte sind stets großzügig alimentierte, mitunter quälend peinliche nationale Showveranstaltungen. Dieses Jahr könnte es aber erstens lustig und zweitens interessant werden. Denn Karl Ove Knausgård, so etwas wie der aktuelle König der norwegischen Literatur, hatte zusammen mit der echten Kronprinzessin Mette-Marit – Norwegen ist eine Monarchie – die Idee, die gesamte norwegische Literatur mit einem Sonderzug in Frankfurt einfahren zu lassen. So wird es wohl auch kommen. Ungefähr 75 Dichterinnen und Dichter werden in diesem norwegischen Literatenzug anreisen. Sie steigen zwar nicht in Norwegen ein, sondern in Köln. Aber immerhin. Die Geste zählt. Ein Land. Eine Literatur. Ein Auftritt.

Norwegen ist eines der literarischen Kraftzentren unserer Zeit. Mit so unterschiedlichen Welterfolgsautoren wie Karl Ove Knausgård und seiner epochalen Ich-Untersuchungs-Romanserie »Mein Kampf«, Krimiautor Jo Nesbø und Philosophie-Erklärer Jostein Gaarder – aber vor allem einer großen Zahl an ideenreichen und kraftvollen Dichtern, die noch zu entdecken sind. Weil sie noch nicht auf der Weltrakete des Erfolgs um den Planeten rasen. Oder die das, wie unser Mann hier in den Sandalen ohne Strümpfe, mit weitem Hemd und offenem Blick, auch gar nicht wollen.

Espedal kommt auch nach Frankfurt. Aber im Dichterzug fährt er nicht. Es ist bislang die einzige Absage, von der zu hören ist. Und wenn er erzählt, wie es dazu kam, dann versteht man ein wenig mehr von diesem nicht sehr bevölkerungsreichen, politisch weitgehend autonomen Land, in dem Literatur eine große Bedeutung hat. Ein weites Land mit enger Gemeinschaft. Vor einer Weile rief bei Espedal in Bergen ein Sekretär der Kronprinzessin an. Das war nicht ganz leicht, Festnetz hat er nicht, das Handy hat er meist versteckt. Dieser Herr der Krone rief also an, erzählt Espedal, berichtete von dem Zug und sagte, dass Espedal mitfahren müsse, weil alle mitfahren und weil Karl Ove das auch wolle. Espedal



»... wir sind die neuen Träumer wir sind die

Fotos: Andrea Gjestvang für den SPIEGEL

lehnte ab. Dann rief Prinzessin Mette-Marit selbst an. Espedal blieb standhaft. Das sei nichts für ihn.

Doch Mette-Marit, lange schon eine große Förderin norwegischer Literatur, die zur Messe auch einen Band norwegischer Erzählungen auf Deutsch herausgibt, ließ nicht locker. Ob sie zu ihm zum Frühstück kommen könne, habe sie gefragt. Espedal, höflicher Untertan, lud sie in sein Reihenhaus ein, hier in Bergen am Hang. Die Königsfamilie residiert in Oslo. Mette-Marit kam, große Sonnenbrille, tuchverhüllt, von drei Sicherheitsmännern begleitet, frühstückte, bat Espedal erneut und nachdrücklich in ihren Dichterzug. Aber vergebens. Espedal kommt allein. Die Prinzessin mit den anderen Dichtern.

Wie er das hier erzählt, auf seinem Stuhl, mit dem Rücken zum Fenster und dem Fjord, klingt das mitnichten so, als ob hier ein größenwahnsinniger Angeberschriftsteller sich eine tolle Geschichte über sich selbst ausgedacht haben könnte. Ausschließen können wir es natürlich nicht, Mette-Marit war für den SPIEGEL nicht erreichbar. Aber Espedal ist so ein ruhiger, in sich selbst ruhender Mensch, der so fantastische Ichbücher geschrieben hat, dass er als prahlsüchtiger Fantast ausfällt. Knausgård hat ihn in einem seiner Bücher so beschrieben: »Tomas war Schriftsteller, er hatte ein schönes, sensibles und ganz eigenes Gesicht, wenn man ihn sah, begriff man sofort, dass er anders war als andere Menschen, er war eine Ausnahmeerscheinung, grenzenlos großzügig und freundlich, unendlich ernsthaft und leidenschaftlich, wenn es um seine Arbeit ging, und auf jene seltene Weise selbstständig, wie man sie in jeder Generation nur bei ganz wenigen Menschen findet.«

Tatsächlich arbeiten Espedal und Knausgård an einem ähnlichen und zugleich doch gegenteiligen Projekt. Knausgård ist ausschweifend, umfassend, Espedal ultraknapp, poetisch, ein Wortmeißler. Ihr gemeinsamer Anspruch: Wahrheit. Radikalsubjektive Ichentblößung. Beide wollen die Gegenwart so hart und schonungslos beschreiben, dass es knallt. In seinem Buch »Bergeners« hat Espedal sein literarisches Programm so beschrieben: »Wir müssen die Stadt beschreiben, in der wir wohnen, die Zeit, in der wir leben, die Freunde, die Diskussionen, die Politik, die Einsamkeit. Wir dürfen uns nicht in einem Gedicht und in einem konstruierten Universum verlieren, in falscher Literatur; was wir schreiben, muss wahr sein, wir müssen das Wirkliche mit all unserem Ernst und all unserer Kraft beschreiben.«

Tomas Espedal war zusammen mit Knausgård an der Schreibakademie in Bergen. Knausgård hat das in dem Band »Träumen« ausführlich beschrieben. Espedal erinnert sich, wie das damals begann, dieses literarische Wirklichkeitsprojekt. Und dass es vor allem darum ging, die Welt anzugreifen, Schmerz zu offenbaren und zu verursachen. Wieder gehört zu werden, in diesen Zeiten, in denen Literatur immer mehr an Relevanz, an Hörbarkeit zu verlieren scheint. Da war das Projekt Wahrheit, das Projekt Ich, das Projekt, mit echten Namen, echten Menschen unsere echte Zeit schonungslos zu beschreiben. Literatur als eine Möglichkeit zu stören, einzugreifen, gehört, gelesen, geliebt, erlitten zu werden.

Espedal war immer leiser, knapper und eleganter in seinem Schreiben als der Weltstar Knausgård. In Norwegen ist vor einer Weile der letzte seiner auf zehn Bände angelegten Reihe erschienen. Er endet mit dem Selbstmord des Ichs. Auf Deutsch ist jetzt der vorletzte erschienen. Er heißt »Das Jahr« und ist die in Langversen beschriebene Geschichte eines Mannes, eines »Ichs«, das dem wahren Tomas Espedal äußerst ähnlich ist, der die Liebe seines Lebens an einen früheren Freund verloren hat. Er leidet, er verfolgt den Liebesdieb, er trinkt, schläft und zieht sich aus der Welt zurück. Er reist auf den Spuren des liebeskranken Petrarca nach Avignon. Ein heillos romantisches Buch, voller Hohn und Spott auch über sich selbst und seine Weltliteraturkollegen, die von Festival zu Festival eilen, am Tropf der Industrie und reicher Leute, die sich Literaten zur Unterhaltung leisten: »Wir reisen herum wie wandernde Bettler essen trinken wie rei-

Tomas Espedal

ıen Politiker wir sind die neuen Clowns.«

che Leute wie Aristokraten wir sind die neuen Aristokraten wir sind die neuen Proletarier ... wir sind die neuen Träumer wir sind die neuen Politiker wir sind die neuen Clowns.«

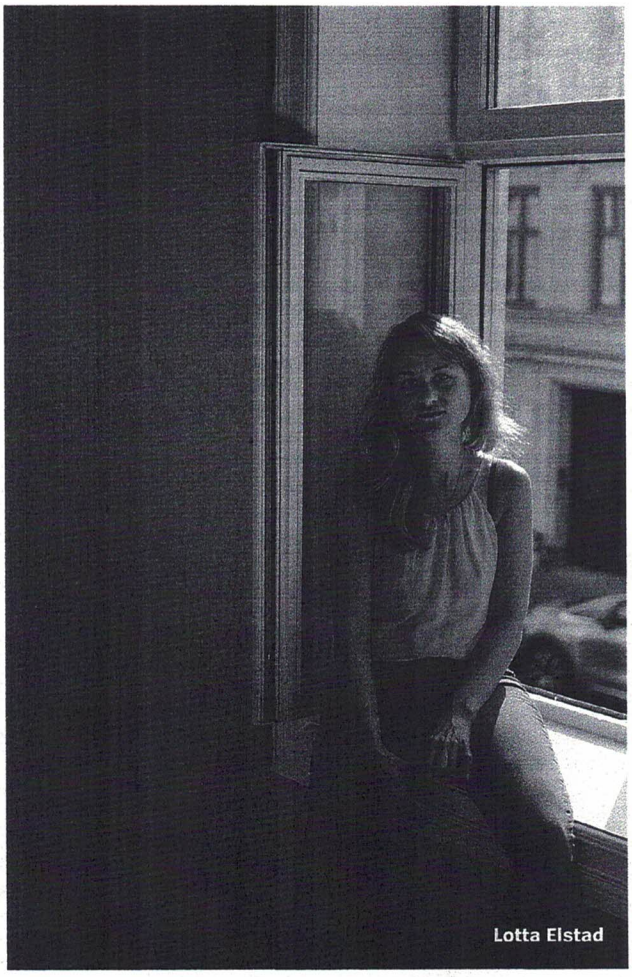
Der Tomas Espedal im Buch fährt mit seinem alten Vater auf einem Kreuzfahrtschiff durchs Mittelmeer. Ein liebeskranker Mensch. Von Einsamkeit und Traurigkeit umstellt. Der sich ins Schreiben rettet, in die Bücher, ins Lesen und in Getränke. »Heute wirst du etwas ganz Neues tun du wirst den ganzen Tag vertrinken.«

Der echte Espedal hier in Bergen wirkt da vergleichsweise gut gelaunt. Das zehnbändige Liebesbuch ist abgeschlossen. Er hat jetzt »Ferien«, wie er das nennt. Zum ersten Mal im Leben. Er sitzt jetzt oft hier oben am Tisch mit Blick auf den Fjord. Schreiben kann er dort nicht, sagt er. Er schaue nur raus. Zum Schreiben gehe er die Treppe hinunter, in seinen Schreibkeller.

Es ist schummrig dort unten, überall Bücherstapel auf dem Boden, auf den Tischen, an der Wand ein kleiner Schreibtisch, eine Schreibmaschine, drei Stapel Papier, der ganz links ist beunruhigend hoch, droht jederzeit umzustürzen. Man müsse alles gelesen haben, um selbst schreiben zu können, sagt er. Schreiben sei weitergehen. Im Gespräch mit all den Vorgängerinnen und Vorgängern. »Ich bin jetzt 57. Viele Bücher schreibe ich nicht mehr. Es muss jetzt etwas Neues, Großes kommen.«

Er habe zwei Alternativen, sagt er. Entweder schön hier auf seinem kleinen Balkon sitzen, mit Blick auf den Fjord, Grill, Bier, einen Freund neben sich, und dem Meeresspiegel langsam beim Steigen zusehen, bis er die Balkonkante erreicht. Und sich dann sanft ins Totenreich treiben lassen. Oder eben einfach alles ändern. Jetzt sofort. Schluss mit dem Fliegen. Schluss mit den Kreuzfahrten. Schluss mit der Ölförderung in der Nordsee. »Wir wissen doch alles. Das Schmelzen der Gletscher, das Steigen der Meeresspiegel. Das geht doch alles rasend schnell. Es hilft doch nicht, über Maßnahmen in 40 Jahren zu reden.«

Aber noch sind Ferien. Nach der Buchmesse, sagt er, gehe es dann los. Die Entscheidung ist natürlich längst gefallen. Gegen den Balkon. Für den Kampf im Buch.



Lotta Elstad

»Norwegen ist echt das beschissenste Land, um pleite zu sein.«

In Bergen, der zweitgrößten norwegischen Stadt, kommen oft drei bis vier Kreuzfahrtschiffe pro Tag an. Tausende Touristen werden durch die engen Gassen gepresst, wie eine menschliche Druckbetankung, sie trinken, fotografieren, essen, schieben sich zurück an Bord. Die Stadt ist viel zu klein für diese Massen. Das merkt jeder sofort. Aber sie spülen Geld hinein, jeden Tag neues Geld.

Und aus vielen Altstadthäusern dröhnt auch tagsüber ohrenbetäubende Musik. Betrunkene Jugendliche torkeln heraus, kotzen auf den Gehweg. Die Häuser wirken, als wären sie bis oben hin mit Bier gefüllt.

Espedal meint, es sei irgendeine Feierwoche vor Beginn des neuen Semesters. Eine Woche trinken.

Das weite Land auf der Fahrt zwischen Bergen und Oslo. Die Leere und Weite, kaum ist man aus der Stadt, die schmelzenden Gletscher oben in den Bergen, die eisige Luft, die emporsteigt. Man kommt an dem winzigen Geburtshaus von Knut Hamsun vorbei, dem Urvater der modernen norwegischen Literatur, der während der deutschen Besetzung Norwegens im Zweiten Weltkrieg Hitler feierte. An den mythischen Lebensorten des Lügenerzählers Peer Gynt des anderen großen Norwegers Henrik Ibsen. Dann Oslo, dessen Reichtum und Glanz in Gestalt der monumentalen Oper und des entstehenden Munch-Museums am Hafen einen geradezu anspringt.

»Oslo, wie wär's mit ein paar Krawallen?«, heißt es in Lotta Elstads Buch »Mittwoch also«. Und: »Norwegen ist echt das beschissenste Land, um pleite zu sein.« Elstad, 36, hat lange Haare, trägt ein gelbes T-Shirt und hat blaue Farbkleckse im Haar und auf den Händen. Sie renoviert gerade ihre Wohnung in einem alten, bunten Viertel Oslos. »Früher Arbeiterviertel, jetzt kaum noch zu bezahlen«, sagt sie.

Lotta Elstad hat einen politischen Roman aus dem Norwegen von heute geschrieben. Eine junge Frau, ungewollt schwanger, möchte abtreiben lassen, geht zum Arzt, denkt, das wird sich schnell und problemlos lösen lassen. Doch der Arzt informiert sie über ein neues norwegisches Gesetz – sie hatte wohl eine Weile keine Nachrichten gehört –, das für die Patientin zwischen dem ersten Arztbesuch, bei dem sie den Wunsch auf Abtreibung äußert, und dem tatsächlichen Eingriff eine Bedenkzeit von mindestens drei Werktagen vorsieht. Nachdenken als staatliches Pflichtprogramm – das ist der Ausgangspunkt dieses Romans.

Der norwegische Titel lautet übersetzt eigentlich »Ich weigere mich nachzudenken«. Eine junge Frau will nicht vom Staat zum Denken über ihr Leben gezwungen werden. Sie ist ein taumelnder Mensch – und will es bleiben. Die Heldin des Buches heißt Hedda, wie die norwegische Theaterlegende Hedda Gabler, Ibsens Figur vom Ende des vorvergangenen Jahrhunderts, die frühe getriebene Heldin zwischen zwei Männern, beseelt von dem einen Wunsch: »Ich möchte ein einziges Mal in meinem Leben die Herrschaft haben über ein Menschenschicksal.«

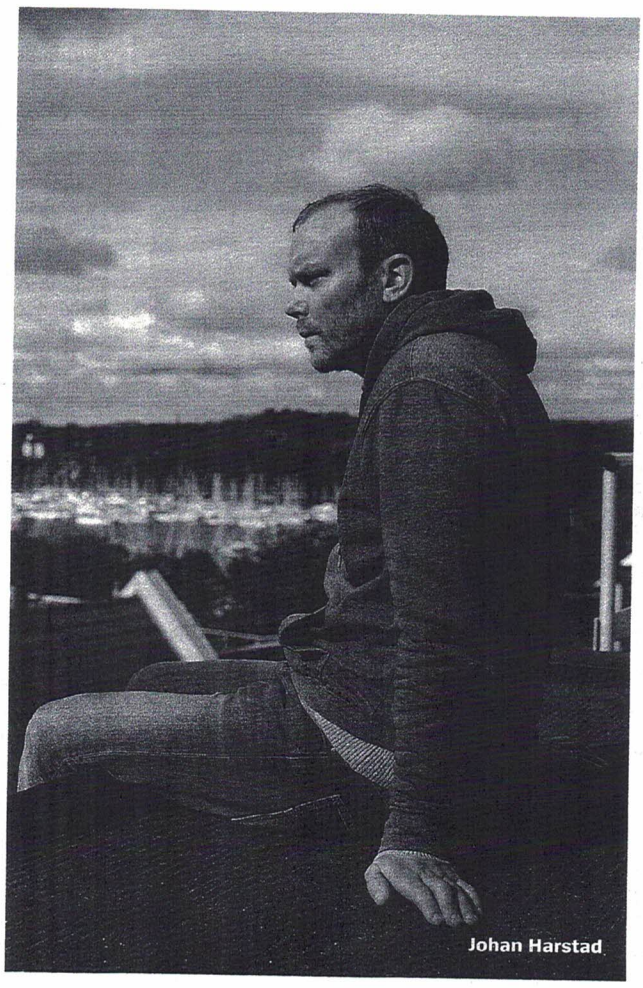
Die Hedda von heute, der wir im Buch begegnen, hat nicht einmal die Herrschaft

über ihr eigenes Schicksal. Sie wird bestimmt von ihrer Liebe zu einem globalen Elitetypen, der Hedda gelangweilt abgelegt hat, als sie ihm lästig wurde. Und einem marodierenden, lebensklugen Losertypen aus Ex-Jugoslawien. Der im Camper durch Europa fährt, Gelegenheitsjobs, Gelegenheitsfrauen, zu jedem Weltgeschehen eine Meinung. Ein moderner Ausgespuckter, der weiß, dass der Einzelne von heute auf so etwas wie Solidarität nicht zählen kann. Ja, das Wort ist aus der Welt verschwunden.

Lotta Elstad lacht, als sie hört, dass ihre Hedda in der deutschen Fassung als »selbstbestimmt« beworben wird. »Das ist sie wirklich nicht. Sie ist ja gerade diese herumgeschubste Frau.« Vielleicht eine typische Frau der jüngeren Generation. Die sich auf den erkämpften Errungenschaften der Vorgängerinnengeneration gern ausruhen möchte. Frei sein, unabhängig von allem – und dabei vergisst, dass man nie nachlassen darf.

Elstad erzählt, dass das Nachdenkgesetz vor einigen Jahren von den norwegischen Christdemokraten tatsächlich ins Spiel gebracht wurde. Dass die Initiative aufgrund zahlreicher Proteste der Zivilgesellschaft dann doch nicht Gesetz wurde.

Dann sagt sie noch, mit ihren blauen Klecksen im Haar, dass sie natürlich ständig auf ihre eigene Abtreibung angesprochen werde, seitdem das Buch erschienen sei. Und dass sie immer erklären müsse: »Leute! Hedda bin nicht ich. Das ist – Literatur.« Aber vor allem in Norwegen sei seit Knausgårds gigantischem Welterfolg die feine Unterscheidung zwischen Romanfigur und Autor – mit der Leser ja seit je so ihre Probleme haben – eingeebnet. Die Knausgårdisierung der Buchläden hat zur totalen Identifikation von Romanwelt und Wirklichkeit geführt. Nicht ganz leicht für Autorinnen, die gern offenherzig und radikal von ganz anderen Leben erzählen.



Johan Harstad

»Ich bin der letzte Bewohner, der Letzte, der sich in diesen Räumen aufhält.«

Tatsächlich steht auch Johan Harstad, 40, im Bann Knausgårds. »Sofort«, erzählt er auf einer Dachterrasse am Fjord von Oslo, sei er in die Buchhandlung gelaufen, als vor Jahren der erste Band von »Mein Kampf« erschienen sei. Er habe es gelesen und sofort verstanden, das Projekt, die Großartigkeit des Ganzen. Habe aber ebenso schnell gewusst: »Das ist nichts für mich. Ich mache etwas vollkommen anderes.« Und so startete er eine Woche später sein eigenes Riesenprojekt: »Max, Mischa und die Tet-Offensive«, auf Deutsch in diesem Frühjahr erschienen und in der Übersetzung 1248 Seiten dick. Harstad sitzt jetzt hier auf der Terrasse eines großen Mehrfamilienhauses, in dem er mit seiner Familie lebt, und wirkt ein wenig wie ein Mann, der sich in seiner Schirmmütze verstecken möchte.

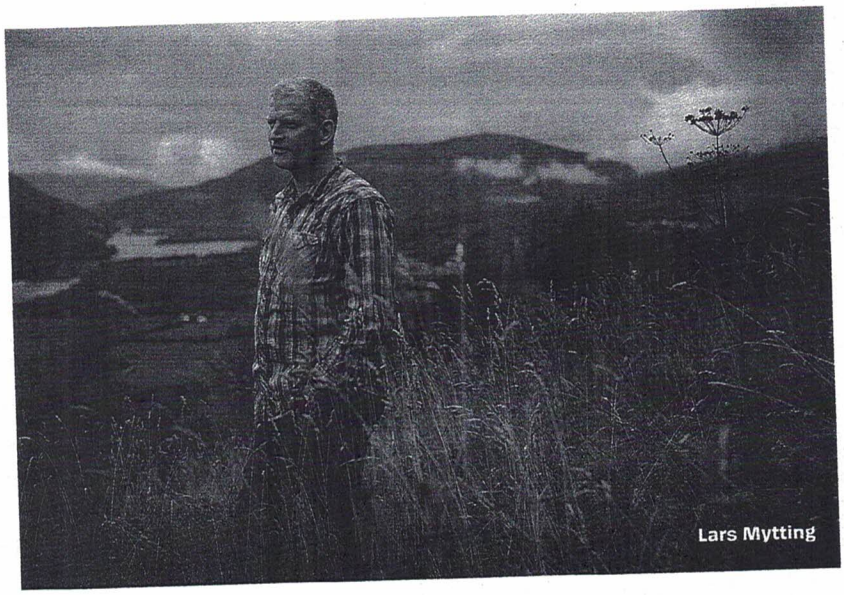
»Es ist mein bislang persönlichstes Buch«, sagt er. »Aber es ist nicht privat.« Fiktionen würden ihm überhaupt erst erlauben zu existieren, sagt er, und dass es darum gehe beim Schreiben, sich zu verstecken und zugleich zu entblößen. Durch Geschichten.

Harstads Riesenroman ist eine gigantische poetische Bestandsaufnahme. Ein Junge, der in den Achtzigerjahren im norwegischen Stavanger aufgewachsen ist, zieht mit seinen Eltern in die Vereinigten Staaten, weil der Vater dort als Pilot arbeitet. Der Junge verliert – in dem Alter, in dem Heranwachsende ihre Persönlichkeit ausbilden, sich festigen – den Boden unter den Füßen. Den Heimatboden, alle Freunde, die Sprache, die Sicherheit. Er findet sich in der neuen Welt lange Zeit nicht zurecht. »Ich sehnte mich mehr nach Norwegen, als mir guttat«, heißt es im Roman.

Und der Icherzähler schreibt: »Denn ich schreibe das alles trotz allem für euch, für uns, für mich. Ich schreibe es, bevor es mir abhandenkommt.« Der Roman hat einen ungeheuren Sog, wie eine Flutwelle, die sich zurückzieht. Der Erzähler stemmt sich mit aller Erinnerungswucht dagegen, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Der feuchte Sandboden der Gegenwart, der sich unter Füßen ins Meer zurückzieht. In proustscher Mikrogenauigkeit klammert er sich an Gegenständen fest, an Musikstücken, Filmen, Freunden, an der Kunst. Es ist ein Buch der Heimatlosigkeit. Von einem, der alles festhalten will, die Zeit, die Kindheit, die Sicherheit, die Vergangenheit. »In der norwegischen Literatur«, sagt Harstad, »gehen die Helden eigentlich immer alle im Kreis. Sie brechen auf, schauen sich um, bestehen Abenteuer, kehren zurück.«

Max bleibt in der Welt. Und lebt in der Kunst, in der Musik, in Filmen. Sein Erweckungserlebnis ist der Kriegsfilm »Apocalypse now«, er kennt, bevor er ihn als kleiner Junge sehen darf, den Soundtrack dazu, Bilder daraus, Szenen, Helden. In seiner Vorstellung setzt sich der Film wie von selbst zusammen, bevor er ihn wirklich gesehen hat. Er ist auch ein Magier der Antizipation. Als er dann später einen Onkel trifft, der wirklich in Vietnam gekämpft hat, gleicht Max obsessiv die Filmwirklichkeit mit der erlebten Wirklichkeit des Onkels ab.

Am Ende versinkt sein Leben im Meer. Sein Elternhaus fällt dem Orkan Sandy zum Opfer. Ein bisschen liest es sich so, wie man sich Tomas Espedal vorstellt, wenn er auf seinem Bergener Balkon der Welt beim Untergehen zuschaut, wenn das Wasser langsam steigt. Max kann dem Verschwinden fast erleichtert zusehen. Er hat ja alles aufbewahrt, in Schrift, als letzter Beobachter: »Ich bin der letzte Bewohner,



Lars Mytting

»Kaum fasste er einen Plan, schon kam die Armut oder Kälte und stellte der Durchführung ein Bein.«

der Letzte, der sich in diesen Räumen aufhält. Das Licht ist für immer und ewig ausgeschaltet.«

Wir fahren weiter, gut 200 Kilometer in den Norden hinauf. Dort steht das hölzerne Monument einer anderen Zeit. Die Stabkirche von Ringebu ragt dunkelhölzern in den grauen Himmel. Schon von Weitem weht ein intensiver Teergeruch herüber. »Der Weihrauch des Nordens«, sagt Lars Mytting im karierten Hemd, der gerade mit seinem alten grünen Range Rover auf dem Parkplatz vor der Kirche angekommen ist.

Mytting, 51, hat vor einer Weile ein Welterfolgssachbuch über Holz geschrieben. »Der Mann und das Holz« hieß das, und vielleicht war es auch mehr noch ein Sachbuch über Männer und ihre Leidenschaften und was ihnen davon geblieben ist, aus mythischen Vorzeiten, als der Mann und der Wald eine Schicksalsgemeinschaft bildeten. Von der heute meist nur die Leidenschaft fürs Grillen, Holzhacken und das Lesen von Waldbüchern geblieben ist.

Inzwischen ist Lars Mytting längst ins Romanfach übergewechselt. Ein Glück, denn er ist vor allem ein brillanter Erzähler, der Vergangenheiten so mächtig und lebendig heraufbeschwören kann, dass man als Leser tief in diese alte norwegische Welt hineintaucht.

»Die Glocke im See« heißt sein aktueller Roman. Es ist die Geschichte dieser Kirche hier oben, 800 Jahre alt, ihr Kirchturm sticht spitz in den Himmel. Der Teer, mit dem sie regelmäßig gestrichen wird, ist an den Windseiten ausgebleicht. Sie steht hier, »auf eine Weise abwartend, wie ein Schloss, dessen Monarch sich auf ewiger Reise befand«, schreibt Mytting.

Im Buch, es spielt im späten 19. Jahrhundert, wird sie bedroht: Ein neuer Pfarrer der Gemeinde will sie durch einen modernen Zweckbau ersetzen. Zu klein, zu kalt, zu alt, zu unpraktisch. Und: Ein junger Architekt aus Dresden will sie abtransportieren und in seiner Heimat wieder aufbauen, um sie zu bewahren. Es ist die Geschichte von diesem Tal, ringsum von grünen Hügeln umschlossen, das damals ein vom Rest der Welt abgeschlossener Planet war. Nie war ein Fremder hier hineingekommen.

Lars Mytting ist hier aufgewachsen. Mit den alten Geschichten hier. Er spricht, während wir uns an Grabsteinen vorbei der Kirche nähern, von »Jahresringen der Erinnerung«, von der Tradition des Erzählens hier im Tal, all den Geschichten und dass bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts niemand sie aufgeschrieben hat. Wir gehen hinein. Alles aus Holz, auch die Kronleuchter, die von der hohen Decke hängen. Es gibt keine Nägel, alles scheint wie von der Natur zusammengefügt. Mytting erzählt und erzählt, als wäre er hier ganz und gar zu Hause, von der Verbindung altnordischer Götterwelt und christlicher Religion, von den 800 Jahre alten Baumsäulen, die bis heute keine Risse aufweisen, von all dem damaligen Wissen, das verloren gegangen ist, aber hier als Geheimnis bewahrt wurde. Wir steigen den Turm hinauf, zu den alten Glocken.

Ihr Klang ist legendär. Vor ein paar Jahren hat man einen Holzverschlag um sie herum errichtet. Ihr Klang war gesundheitsgefährdend. 134 Dezibel habe man gemessen, sagt Mytting. »Wenn sie jetzt anfangen zu schlagen, sind wir taub«, sagt er, als wir oben sind. Die Glocken sind die eigentlichen Helden des Buches. Ein Mann hat sie, so Myttings Legende, vor vielen Hundert Jahren gießen lassen, aus Dankbarkeit für den Tod seiner Tochter.

Das klingt monströs, kam aber so: Sie war ein siamesischer Zwilling, und ihre Schwester war gestorben. So lebte sie als eine Art Halbtote eine Weile weiter. Die Menschen damals glaubten, sie habe in dieser Zeit ins Totenreich hinübergesehen, als überlebende Hälfte eines toten Doppels. Der Vater betete einfach nur für ihren Tod. Um ihr dieses grauenvolle Leben zu ersparen. Es ist eine archaische Welt, in die uns Mytting in seinem Roman führt. Und die Moderne, die der junge Pfarrer ins Dorf tragen will, prallt immer wieder an der alten, harten Wirklichkeit ab. Im Buch heißt es: »Da waren sie wieder, diese Realitäten. Kaum fasste er einen guten Plan, schon kam die Armut oder Kälte und stellte der Durchführung ein Bein. Als hinge ihm beständig ein misstrauischer Kobold im Kittel an den Fersen, der sich in den Zähnen pulte und sämtliche neuen Ideen spöttisch belachte.«

Wie alle Norweger, die wir getroffen haben, hat Mytting eine große erzählerische Kraft. Verknüpft selbstbewusst Tradition und Gegenwart, eignet sich angriffsfreudig die Geschichte an, um die Welt neu zu erzählen. Wie wir es in diesen Tagen in Norwegen, in diesen Büchern erlebt haben. Land der Gegensätze, die in der Literatur so produktiv aufeinanderkrachen. Königlich und sozialdemokratisch, aristokratisch und revolutionär, egomanisch und gesellig, isoliert und offen für die Welt, trinkfreudig und nüchtern, landschaftlich harmonisch, literarisch schroff und schonungslos.

Unsere Zeit gestalten, indem wir sie erzählen: Das ist der realistische Größenwahn, den wir von der norwegischen Literatur lernen können. Im Oktober kommt sie im Zug zu uns. Und einer kommt allein.

Lotta Elstad: »Mittwoch also«. Aus dem Norwegischen von Karoline Hippe. Kiepenheuer & Witsch; 304 Seiten; 18 Euro.

Tomas Espedal: »Das Jahr«. Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel. Matthes & Seitz; 196 Seiten; 22 Euro.

Johan Harstad: »Max, Mischa und die Tet-Offensive«. Aus dem Norwegischen von Ursel Allenstein. Rowohlt; 1248 Seiten; 34 Euro.

I. K. H. Kronprinzessin Mette-Marit, Geir Gulliksen (Hg.): »Heimatland: ... und andere Geschichten aus Norwegen«. Luchterhand; 328 Seiten; 20 Euro.

Lars Mytting: »Die Glocke im See«. Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel. Insel; 482 Seiten; 24 Euro.